

## Der Wiener Judenplatz (Vortrag, gehalten 1998 in Wien)

Meine sehr verehrten Damen und Herrn,

wenn ich Ihnen heute einen Vortrag zum Thema Judenplatz als Beispiel für das Schicksal der Juden in einer christlichen Umwelt halten soll, so tue ich dies nicht als Historiker (dazu wäre ein Klaus Lohrmann berufener), auch nicht als Archäologe (Ortolf Harl hat bereits hervorragende Vorträge zum Judenplatz gehalten), nein, ich versuche, Ihnen als Judaist und Theologe eine Welt lebendig zu machen, die aus dem Glauben lebte und ihre Identität fand. Vielerlei Möglichkeiten gibt es, ein Thema wie das Verhalten gegenüber Juden in der Geschichte zu betrachten. Eine Betrachtung der wirtschaftlichen Interessen liefert wichtige Einblicke in die Judenpolitik der Herzöge, eine politische Betrachtung wiederum fördert die komplexen Verflechtungen im Zusammenhang mit dem Kampf gegen die Hussiten zutage, eine soziologische Betrachtung erhellt den Lebensstandard der Menschen und eine monetäre Betrachtung zeigt die Folgen der herrscherlichen Zinspolitik auf. Alle Komponenten zusammen erst aber ergeben ein Bild der schwierigen Situation des Judentums in Europa, einer Situation, die maßgeblich geprägt ist vom christlichen Erbe. Dieses christlich-religiöse Element der Betrachtung greift manchmal in den historischen Untersuchungen zu kurz, wohl, weil viele Historiker wenig mit Theologie zu tun haben (wollen). Die christlichen Theologen wiederum haben lange Zeit den Umgang mit dem Judentum entweder vernachlässigt oder das Thema marginalisiert. Die Kirchengeschichte konzentrierte sich auf eine Betrachtung der Papstgeschichte oder einer Erörterung der Entwicklung kirchlicher Lehren und Dogmen. Zudem lag ihr die Auseinandersetzung mit innerchristlichen Spaltungen näher als die Beschäftigung mit dem Judentum. Mitunter haben sogar eher Nichttheologen wie der große Friedrich Heer wichtige Impulse hinterlassen, denen nur zaghaft nachgegangen wurde. Vor allem der überaus fleißigen Arbeit des Münsteraner Professors Heinrich Schrekenberg ist es zu verdanken, daß die christlichen Kirchenlehrer aller Jahrhunderte auf ihre Haltung gegenüber dem Judentum befragt wurden. Sein dreibändiges Werk über die christlichen Adversus Judaeostexte erhellt eine erschreckend konsequente Linie des Antijudaismus. Sie findet eigentlich erst nach der Schoa Widerspruch, in der katholischen Kirche mit dem 2. Vatikanum und den Folgedokumenten. Ich will nicht auf die Frage eingehen, ob die Versuche ausreichen, wie weit der christliche Antijudaismus mit dem Antisemitismus der Nazis zusammenspielte und wie erst zögerlich auch in der breiten kirchlichen Öffentlichkeit eine andere Theologie gegenüber dem Judentum entwickelt wird. Ich will vielmehr versuchen, die Zeit stehen zu lassen um 1420/21 und zu zeigen, wie Juden in dieser Umwelt leben konnten, welche religiösen Überlegungen das Christentum bestimmten und wie diese die Tragödie des Wiener Judentums zur Folge hatten. Lassen Sie mich vorerst stichwortartig die politischen Ereignisse vor 1420 kurz darstellen:

### Die Lage der Juden vor 1420

Juden dieser Zeit unterstanden dem sog. Judenrecht. Das meint jene Satzungen, die Juden von Kaisern oder Landesherrn erteilt wurden. Ursprünglich hatten nur Kaiser oder Könige dieses Recht als unmittelbare Herr über die Juden, Satzungen für sie zu erlassen. Doch nahmen es im Zuge erfolgreicher Zurückdrängung der Kaisermacht durch die Landesfürsten immer mehr auch die Herzöge für sich in Anspruch. Im Jahre 1244 erließ der österreichische Herzog Friedrich der Streitbare ein Privileg, in dem er die Judenpolitik für Österreich regelte. Aus ihm geht deutlich hervor, welche Rolle dem Judentum von einem christlichen Herrscher zugewiesen wurde: Juden sollten in erster Linie den Adel mit Darlehen versorgen. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen waren also klar. Juden sollten dem Herzog Geld bringen. Er nahm sie aus der Zuständigkeit des kaiserlichen Kammergutes heraus und eignete sich als Landesfürst seine Juden an. Von den 30 Artikeln des Privilegs beziehen sich 22 auf pfandrechtliche und strafrechtliche Fragen, was ihre Wichtigkeit aufzeigt. Als Gegengeschäft für finanzielle Hilfe gewährte der Herzog Schutz von Leib und Gut, vor Zwangstaufe, Handelsrechte und die Einsetzung eines christlichen Judenrichters. Juden brachten also Darlehen für den Adel, zu Zinssätzen von etwa 10 Prozent auf längerfristige Anleihen, von 8 Pfennigen vom Pfund für die Woche auf kurzfristige. Da diese Kredite wie gesagt kurzfristig waren, kann man sie auch nicht aufs Jahr aufrechnen. Eine Berechnung von etwa 170% Jahreszinssatz verfälscht, zeigt aber dennoch auf, daß hier Konflikte vorprogrammiert waren, Konflikte, die die herzogliche Politik, nicht die Juden in ihrer unfreien abhängigen Stellung zu verschulden haben. 1338 senkte man in Wien den Zinssatz auf 60%, um Ausschreitungen im Zuge des Vorwurfs der Hostienschändung von Pulkau zu vermeiden. (Folie über Zinsreduktion)

Die meisten Juden, die in jener Zeit in Wien lebten, so wissen wir aus den Quellen, stammten wohl aus Bayern, aus der Nähe von Regensburg, und sie wohnten, nachdem die herzogliche Burg an den Standort der jetzigen Hofburg übersiedelte, vornehmlich im Bereich der alten Burg Am Hof, wo man ihnen Häuser überließ. Bäder, Spital und Fleischhof gehörten ebenso zum Bestand der funktionierenden Gemeinde wie die Synagoge. Ab den sechziger Jahren des 13. Jh. wirkte in der Stadt ein gewisser Isaak ben Mose. Er war in Paris erzogen worden und galt als hervorragender Rechtsgelehrter. Seine Gutachten brachten ihm so reichen Ruhm, daß er den Namen eines seiner Werke erhielt, Or Zarua, zu Deutsch „die Saat des Lichts“. Dieser Name sollte nun auch das gewaltige Gotteshaus prägen, das auf dem heutigen Judenplatz 8 entstand. Der Bau wurde in drei Entwicklungsphasen vollendet, deren erste, ein Gebetsraum für Männer (Männerschul) und ein breiter Raum schon um 1294 bestand (Folie). Die dritte Stufe (Folie) schließlich umfaßte eine immerhin über 450 stehenden Menschen Platz bietende Männerschul, eine Frauenschul, einen Eingangsraum, Toraschreine und eine sechseckige Bima (Pult zum Vortragen der Tora) mit einem Baldachin und einer steinernen Brüstung. Der

Ausbau der Synagoge war nach starker Zuwanderung notwendig geworden. So gab es in den 60er Jahren des 14. Jhs. etwa 800-900 Juden in der Stadt, was einem Bevölkerungsanteil von rund 5% entspricht. Die Zuwanderung war durch den Herzog begünstigt worden, der Juden als Geldleiher brauchte, nachdem ihm die Vergabe von Bankprivilegien an Wiener Bürger durch den Kaiser verwehrt worden war. So waren es Juden, die Wien im 14. Jh. am wirtschaftlich-finanziellen Leben erhielten. Ein bekannter Name unter den jüdischen Großfinanziers ist David Steuss. Seine Schwiegersöhne Abraham Klausner und Meir-ha-Levi gehen als große Gelehrte in die Annalen ein. Sie und noch mehr ihre Frauen betrieben auch große Geldgeschäfte. Daneben betrieb man Pfandgeschäfte, Kleinhandel und Grundstücksgeschäfte. Doch zahlten die Wiener Juden auch umfassend ordentliche und außerordentliche Steuern, die gegen Ende des 14. Jhs. bald unerträglich wurden. Anlässlich eines dreitägigen Brandes in der Stadt kam es 1406 zu massiven Plünderungen mit einem Schaden von 100.000 Pfund. Die Geschäftseinnahmen sanken in dieser Zeit rapid, während der moralische und finanzielle Druck stieg.

Zugleich mischten sich in die finanziellen Schwierigkeiten auch politische Anschuldigungen, den Feinden der katholischen Kirche, den böhmischen Hussiten freundlich gesinnt zu sein. Während die Hussiten ihrerseits angeblich Lieder jüdischer Rabbiner sangen und den Wert der Bibel hoch hielten, zeigten viele Juden offene Sympathie für diese Minderheit. Am 9. September 1419 wurde die theologische Fakultät mit den Anschuldigungen befaßt und kam zum Schluß, daß Juden mit Waldensern und Hussiten gemeinsame Sache machten und Waffen lieferten, warf den Juden aber zugleich vor, lästerliche Literatur zu besitzen, in Luxus zu leben und sich über Gebühr zahlenmäßig auszubreiten.

Albrecht V. war 1411 für großjährig erklärt worden und hatte sich sogleich bemüht, neue Judensteuern einzutreiben. Er deckte damit nicht nur die Kosten des neuen Hofes sondern auch die Fertigstellung des Stephansturms. Juden waren den Herrschern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Zwar durften sie Geld verleihen, und – wie gesagt, zu einem ansehnlichen Zinsfuß – doch konnte der Herzog jederzeit sog. Tötbriefe ausstellen, mit denen er gegenüber Günstlingen Darlehen bei Juden für gestrichen erklärte. Ebenso sah das Recht vor, daß Frauen nicht für die Schulden ihrer verstorbenen Männer hafteten. Im Zuge der Hussitenkriege kamen viele Männer ums Leben, was zahlreiche Einbußen für die jüdischen Geldgeber brachte. Juden mußten Leute des Hofstaates auf ihre Kosten einquartieren und Betten, Bettzeug, Geschirr und Utensilien für das Gefolge bereitstellen, ja sie wurden sogar gezwungen, Geschenke an Bischöfe und geistliche Würdenträger zu Weihnachten und Neujahr zu schicken. Doch alle politischen Erklärungen, jeglicher Hinweis auf Interessen und Willkür der Herrschenden läßt letztlich das eigentliche Drama der Judenverfolgung unbeantwortet, deren Wurzel viel tiefer liegt, nämlich in der Ablehnung und Ausgrenzung des Judentums durch das Christentum. Diesem Umstand will ich in der Folge nachgehen und zu zeigen versuchen, warum der Tod der Juden in der Wiener Gesera letztlich Ergebnis der christlichen Theologie und Politik ist.

## Die Juden als geduldete Feinde und „Gottesmörder“

Von Beginn der Ausbreitung des Christentums an setzte sich in der Theologie tief die Enttäuschung fest, daß jenes Volk, aus dem Jesus von Nazaret stammte, in seiner großen Mehrheit nicht bereit war, ihn als Erlöser des Judentums und der Welt, zu betrachten. Und kaum ein Vorwurf war tiefgreifender und folgenschwerer als der, daß die Juden Verantwortung für den Tod des Messias trugen. Dieser Jesus Christus wird im Zuge der christlichen theologischen Reflexion zur zweiten göttlichen Person, was den Vorwurf noch verstärkt: Juden haben Jesus, sie haben damit Gott selbst getötet. Das Wort des Matthäus in 27,25, wonach die Juden vor Pilatus geschrien hätten, „sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ wurde als Selbstverfluchung gedeutet. Stellvertretend für die christliche Theologie kann ein Zitat des großen Kirchenlehrers Hieronymus gelten:

## Das Beispiel Hieronymus

„Viele Verbrechen hast du, Jude, begangen. [...] Warum sieht sich der allzeit gütige Gott, der euch nie vergessen hat, nach so langer Zeit der Not nicht veranlaßt, eure Knechtschaft zu beenden oder, um mich richtiger auszudrücken, den von euch erwarteten Antichristus zu senden! Welchen Verbrechens, welch fluchwürdigen Vergehens wegen hat Gott seine Augen von euch abgewandt! Wißt ihr es nicht! Denkt an das Wort eurer Väter: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Kommt, laßt uns ihn töten, und unser wird das Erbe sein (Mk 12,7)! Wir haben keinen König außer dem Kaiser (Joh 19,15). Nun habt ihr, was ihr gewählt habt. Bis zum Ende der Welt werdet ihr dem Kaiser dienen, bis die Fülle der Heiden sich bekehrt. Dann kann auch ganz Israel gerettet werden (Röm 11,26-26), aber was einst Kopf war, wird jetzt zum Schwanz werden“ (Schreckenberger 203).

In diesem Zitat verbirgt sich die Grundlage der Judenpolitik der Spätantike und vor allem des Mittelalters. Auch wenn die Evangelien eine klare Sprache sprechen und historische Untersuchungen eindeutig zeigen, daß die federführenden Kräfte der Verurteilung und Hinrichtung Jesu keine Juden, sondern Römer waren, blieb bis in unsere Jahrzehnte wohl kein Vorurteil so hartnäckig und so folgenschwer, wie jene Kollektivschuld, die auf dem Judentum zu liegen kam, nämlich Christi Blut vergossen zu haben. Juden hatten sich selbst – so folgerte man daraus - durch den Gottesmord zu Sklaven erniedrigt. Sie waren Knechte des Kaisers, eine Vorstellung, die sich in der realen Politik in Form der sog. Kammerknechtschaft niederschlug, die einstmals kaiserliches Privileg im

Laufe der Zeit mehr und mehr in die Hände der Landesfürsten und Herzöge übergang, die nun Besitzer „ihrer Juden“ wurden. Die Knechtschaft sollte erst enden, wenn die Botschaft von Jesus dem Christus über die Welt getragen und alle Nichtchristen bekehrt würden. Um dies zu erreichen, bedurfte es enormer Anstrengungen. Dazu brauchte es Missionare und Soldaten, Kämpfer und Prediger zugleich. Es mutete den Christen ungemain schmerzlich an, daß gerade jene Städte, in der der Erlöser sein Blut hingab, sog. Ungläubige saßen, Muslime. Man erachtete es daher nur als recht und billig, daß man Jerusalem dem Christentum wiedererobern wollte und dabei auf die Juden im eigenen Land nicht vergaß. So schrieb ein Chronist im 12. Jh.:

## Die Kreuzfahrer

„Als sie nun auf ihrem Zuge durch die Städte kamen, in denen Juden wohnten, riefen sie untereinander: `Sehet, wir ziehen den weiten Weg, um die Grabstätte aufzusuchen und uns an den Ismaeliten zu rächen, und siehe, hier wohnen unter uns die Juden, deren Väter ihn unverschuldet umgebracht und gekreuzigt haben! So lasset zuerst an ihnen uns Rache nehmen und sie austilgen den Völkern, daß der Name Israel nicht mehr erwähnt werde; oder sie sollen unseresgleichen werden und zu unserem Glauben sich bekennen.“ Mit diesem Spruch begann die Verfolgung der Juden in der Kreuzfahrerzeit, der Gemeinden wie Worms, Speyer, Mainz oder Köln (1096) zum Opfer fielen.

Jenen Juden, die auch die Kreuzfahrerhorden überlebten, sich nicht taufen ließen und als Kammerknechte im christlichen Land aushielten, zeigte sich das Christentum offiziell immer unnachsichtiger. Wer jetzt Jude blieb, der sollte spüren, daß er ein Außenseiter war.

## Das 4. Laterankonzil

Im Jahre 1215 versammelte sich die hohe Geistlichkeit im Lateran zu einem Konzil, das für das Judentum einschneidende Bestimmungen traf. Auf diesem sog. 4. Laterankonzil wurde der Klerus zu einem eigenen Stand erhoben, das Pflichtzölibat durchgesetzt und mit Privilegien ausgestattet. Er erhielt das alleinige Recht, die Sakramente zu erteilen, zu lehren und zu predigen und die Kommunion in beiderlei Gestalt zu empfangen. Den Laien wurde die Beichte befohlen (1x jährlich). Über die Juden heißt es im Kanon 68:

In nonnullis. 4. Laterankonzil (11.11.-30.11.1215), Kanon 68 (Potthast, P. 438; Mansi 22, 1055-1056; Gregorii Decret. V, 6, 15 [Friedberg, col. 776-777]; Hefele-Leclercq V, 2, 1387-1388; Conciliorum oecumenicorum decreta, Bologna 1973, 266):

„In einigen Kirchenprovinzen unterscheidet bereits die unterschiedliche Tracht (habitus diversitas) Juden und Muslime von den Christen; in gewissen (anderen) hat sich jedoch eine Art von Durcheinander so eingebürgert, daß sie durch keinen Unterschied auseinandergehalten werden können. Daher geschieht es manchmal, daß irrtümlich Christen mit jüdischen und muslimischen, Juden und Muslime mit christlichen Frauen Geschlechtsverkehr haben. Damit also nicht Sünden in Gestalt eines so verbrecherischen Verkehrs künftig unter dem Deckmantel des Irrtums eine Ausflucht dieser Art haben können, bestimmen wir, daß solche Leute (d.h. Juden und Muslime) beiderlei Geschlechts in jeder Kirchenprovinz und jederzeit durch eine besondere Tracht (qualitate habitus) öffentlich sich von der übrigen Bevölkerung unterscheiden sollen, zumal zu lesen ist, daß eben dies ihnen (d.h. den Juden) schon durch Moses auferlegt ist (vgl. etwa Lv 19, 19, Nm 15, 37-41; Dt 22, 5.11). An den Tagen der Trauer (d.h. von Donnerstag bis Samstag der Karwoche; zur Liturgie dieser drei Kartage gehören die Klagelieder des Propheten Jeremia) und der Passion des Herrn sollen sie (d.h. die Juden) keinesfalls ausgehen und sich in der Öffentlichkeit sehen lassen; denn, wie wir vernommen haben, schämen sich einige von ihnen nicht, gerade an solchen Tagen (vielleicht wegen des etwa gleichzeitigen Passahfestes) im Festgewand einherzugehen, und die Christen, die im Gedenken an die allerheiligste Passion Zeichen der Trauer tragen, zu verspotten. Das aber verbieten wir aufs strengste, daß sie sich irgendwie dreist herauswagen, um den Erlöser zu beleidigen. Und da wir über die Schmähung dessen, der unsere Schandtaten tilgte, nicht einfach hinweggehen dürfen, schreiben wir vor, daß Missetäter dieser Art durch die weltlichen Herrscher mittels Zuerkennung einer angemessenen Strafe in ihre Schranken gewiesen werden, damit sie nicht den für uns Gekreuzigten irgendwie zu lästern wagen“ (Schreckenberg 423f.).

Man schärfte weiter ein, daß Juden natürlich keine Amtsgewalt über Christen haben dürften. Auch wenn man immer wieder damit argumentiert, daß mit der Kennzeichnung der Juden durch die phrygische Mütze, den sog. Judenhut, nicht automatisch eine Diskriminierung erfolgen mußte und auch jüdische Darstellungen selbst solche Erkennungszeichen aufweisen konnten, ist unbestreitbar, daß der Judenhut mehr und mehr zum Faktor der Ausgrenzung wurde und die mittelalterliche Ikonographie vor allem nach 1215 Judenhüte als polemisch-denunziatorischen Hinweis auf die verachtete Judenheit gebrauchte. Zur Durchsetzung der kirchlichen Bestimmungen, die immer nur zaghaft auch im östlichen Europa umgesetzt wurden, sannte Clemens IV. Kardinal Guido aus, der mit Eifer für die Einhaltung der Judendiskriminierung kämpfte. Im Mai 1267 fand daher auch unter seinem Vorsitz das 22. Salzburger Provinzialkonzil in Wien statt, das sich diese Bestimmungen zu eigen machen sollte. Juden sollten nicht nur den gehörnten Hut tragen, man verbot ihnen den Besuch von Wirtshäusern und Bädern, das Halten christlicher Diensthöten und das gemeinsame Essen oder Trinken mit Christen. Diese durften

unter Androhung von Exkommunikation nicht an Hochzeiten und Festen von Juden teilnehmen. Synagogen durften nicht neu errichtet, wohl aber repariert werden. Besonders makaber mutet der Passus an, wonach sie dem Pfarrer, in dessen Sprengel sie sich aufhielten, dafür zu entschädigen hatten, daß sie den Platz anderen Christen wegnahmen. Hinter allen Maßnahmen stand erneut die Überzeugung, daß das Judentum vom Christentum fernzuhalten und in Schranken und spürbaren Grenzen zu halten war. Seine bewußte Ablehnung des Christentums erweckte in der geschlossenen christlichen Gesellschaft Mißtrauen, der nur allzu leicht in Haß umschlagen konnte. Die jahrhundertlang gelehrte Mär vom Gottesmord und die beharrliche Weigerung der Konversion machten den Juden im Mittelalter zum stereotypen Feind. Das System von Vorurteilen, das in den Kirchen gelehrt und vom Volk rezipiert wurde, erreichte bald eine Intensität, die gar keine leibhaftigen Juden brauchte, um zu funktionieren. Die Vorurteile blieben bestehen, wenn sie sich im Laufe der Zeit auch an ganz unterschiedliche Motive haften. Für das Verständnis des Geschehens in Wien 1420 ist vor allem das Motiv des Hostienfrevels von großer Bedeutung geworden.

## Der Hostienfrevel und die Transsubstantiationslehre

Im schon erwähnten 4. Laterankonzil wurde zum ersten Mal in der Kirchengeschichte die sog. Transsubstantiationslehre deutlich artikuliert. Diese Lehre bedeutete nicht mehr und nicht weniger als daß sich die Hostie durch die Wandlungsworte des Priesters in den wahren Leib Christi verwandle. Mit dieser Entscheidung wurde ein theologischer Diskurs über die Bedeutung der Wandlungsworte und der Vergegenwärtigung Jesu in Brot und Wein entschieden. Zur Entwicklung dieser Lehre:

Auf der einen Seite standen die Vertreter eines spiriualistischen Symbolismus (wie Rathramus +868 oder Berengar), auf der anderen die Vertreter eines übersteigerten Sakramentenrealismus (Paschalius Radbertus # 859 und später Gregor VII.). Im Falle der Transsubstantiationslehre siegte der Realismus über den Symbolismus. Die Transsubstantiationslehre unterscheidet zwischen den unveränderlichen Akzidentien, also der Hostie, und der gewandelten Substanz, womit sie die Wirklichkeit des präsenten Christus meint. Worin besteht nun die große Problematik des Verständnisses? Sie liegt darin, daß nicht die Gegenwart des Handelns Christi im Handeln der Kirche vergegenwärtigt wird, sondern (nur) die Person Christi in den eucharistischen Gestalten. Dieses prinzipielle Verständnis war nur zu gut dafür geeignet, in der breiten Bevölkerung durch Volksglauben und Wundererzählungen angereichert zu werden. Die Folge dieser Entwicklung ist eine stark wachsende Hochschätzung des im Sakrament gegenwärtigen Herrn, tiefe Ehrfurcht und eine unvorstellbare Ängstlichkeit im Umgang mit den Hostien und Wein. Die theologische Reflexion und die Frömmigkeit konzentrierten sich auf das Daß und Wie der Gegenwart Christi, sie harrten gespannt auf den zeitlich fixierten Akt der Konsekration, durch den der Priester, der die Wandlungsworte spricht, die Gegenwart Christi bewirkt, an der die Gemeinde ehrfürchtig schauend und anbetend (Elevation) Anteil gewinnt. Diese Auffassung mischt sich mit dem aristotelischen materia-forma-Schema, nach dem die ‚Materie‘ (hier sind es Brot und Wein) und die ‚Form‘ - das sind die mit geradezu abergläubischer Scheu behandelten Konsekrationsworte (Meyer, Lutheri.214-237) als allein wesentlich erscheinen. Beides führt zu der für die Einschätzung der Meßliturgie folgenreichen Meinung, daß nur das konsekrierende Handeln des Priesters entscheidend sei: Der Priester zelebriert die Messe - das Volk wohnt ihr bei; die Wandlung ist allein wichtig - alles übrige nur zeremonielle Zutat; die Kirche, repräsentiert durch den Priester, nicht aber durch die feiernde Gemeinde, bringt den kraft der Konsekration gegenwärtigen Leib und das Blut Christi als ihr Opfer dem Vater dar. Diese Auffassung kommt einer „Wiederholung“ des Kreuzesopfers bedenklich nahe. Man vermißt dabei völlig das Verständnis der Messe als eine der Gemeinde aufgetragene Gedächtnisfeier. Mit der Konzentration auf die durch die Konsekration vom Priester bewirkte Realpräsenz und mit dem Verständnis der Messe als Opfer der Kirche hängt es zusammen, daß die mittelalterliche Meßtheologie und -frömmigkeit sich intensiv mit dem Wert der Messe (Iserloh) und mit der Frage nach den Meßfrüchten (Franz 3672) und deren Zuwendbarkeit beschäftigte. Die in Predigten und Erbauungsbüchern popularisierend vergrößerte Auffassung vom (schon in actu primo) begrenzten Wert einer Messe einerseits und deren heilsamen Wirkungen andererseits verstärkte die Tendenz, möglichst viele Messen zu feiern oder wenigstens der Konsekration und Elevation (also der Erhebung der Hostie) als deren Herzstück beizuwohnen.

Es verwundert nicht, daß in dieser Zeit die Hostie leibhaftig als Kind oder Knabe geschaut wurde, daß „verletzte“ Hostien „bluteten“ und die Wunderwirksamkeit der geweihten Hostie auch zu allerlei Mißbrauch verleiteten. Man schluckte die Hostie zuweilen nicht, sondern steckte sie heimlich ein, um sie aufzubewahren, handelte mit ihr und ihrer Wirkmacht. So konnte es nicht ausbleiben, daß dem Erzfeind schlechthin, dem Juden, vorgeworfen wurde, mit den Hostien in frevlerischer Absicht umzugehen.

Ab dem 14. Jh. verbreitete sich zudem rasant die festliche Begehung von Fronleichnam, einem Fest, das auf die mystischen Visionen von Juliana von Liège im 13. Jh. zurückgeführt wird und durch den Bischof von Liège kräftig gefördert wurde. Papst Urban IV. schrieb das Fest bereits 1264 für die ganze Kirche vor, doch erst Papst Johannes XXII. konnte es 1317 mit einer Dekretalensammlung nachdrücklich einführen. Zentraler Inhalt der durch Prozessionen gesteigerten Festaktivität war die Verehrung der Eucharistie. Bis heute hat vor allem das an Fronleichnam nach wie vor gesungene Pange lingua antijudaistische Tendenzen behalten, sodaß der Koordinierungsausschuß für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit 1997 ein Memorandum zu Liedtexten des Fronleichnamfestes veröffentlichte, in dem unter anderem auf folgende Strophe hingewiesen wurde: „Das Gesetz der Furcht muß weichen, da der neue Bund begann; Mahl der Liebe ohnegleichen: nehmt im Glauben

daran teil.“ Dieses Beispiel zeigt, daß die Nachwirkungen mittelalterlicher Judenfeindschaft immer noch anhalten. Das Gesetz der Furcht, mit dem die jüdische Tora abgekanzelt wird, ist für viele noch immer die Negativfolie des guten mit Christus gebrachten Liebesbundes.

Doch lassen Sie mich zurückkehren zum Thema des Hostienfrevels, wie er im Zuge der mittelalterlichen Hostienverehrung mehr und mehr zum Repertoire der Aggression gegen das Judentum wird. Frantisek Graus schreibt zurecht:

„Man versuchte, sich auf verschiedenste Weise geweihte Hostien zu verschaffen - die einfachste Art war natürlich, bei der Kommunion die Hostie nicht zu schlucken, sondern sie aufzubewahren; aber auch Diebstahl, geradezu ein Handel mit Hostien (ähnlich wie zuweilen mit Reliquien der Heiligen) kam gelegentlich auf. Da nun »allgemein bekannt« war, daß die Juden »Feinde des Christengottes« seien, konnte es nicht ausbleiben, sie mit Hostien in Verbindung zu bringen. Ihre Feindschaft übertrug sich, diesen Vorstellungen nach, zwangsläufig auf den in den Hostien wirklich existenten Christus. Die Martern, die die Juden einst Christus zugefügt hatten, wurden magisch an der Hostie immer neu wiederholt. Allerdings hatte diese Übertragung gewisse Schwierigkeiten: Die Juden, die die Hostien »marterten«, mußten zwangsläufig Anhänger der Lehre von der Transsubstantiation sein, d.h. auch sie mußten glauben, daß der Christengott, den sie schmähen oder martern wollten, wirklich und körperlich in der Hostie anwesend sei. (Wenn echte Hostienschändungen durch Juden tatsächlich vorkamen, so haben in diesen Fällen die »verstockten Juden« Ansichten der Christen übernommen.) Die sonst so ungläubigen Juden wären in dieser Hinsicht rechtgläubiger gewesen als so manche Christen. Manche Kleriker waren sich dieser Schwierigkeiten bewußt, und sie halfen sich aus diesen Schwierigkeiten dadurch, daß sie Hostienwunder mit den Bekehrungen von Juden verbanden; die Wundermacht der Hostie überwand letztendlich den Starrsinn des verstocktesten Juden und verwandelte ihn flugs in einen gläubigen Christen. Oder man begnügte sich mit der Behauptung, die Juden hätten die Hostie nur verspottet, sie unehrerbietig behandelt. Das Gros der Erzählungen über die Hostienfrevle der Juden, wie sie seit dem 13. Jahrhundert im Schwange waren, wählte jedoch trotz Schwierigkeiten der Logik die Analogie zur Passionsgeschichte: diesen Berichten nach verhielten sich die Juden ihrer Zeit gegenüber der Hostie letztlich genauso, wie einst ihre Vorfäter gegenüber Christus selber. Obwohl auch in Erzählungen über Hostienfrevle die Juden nicht allein vertreten waren (ihnen gesellten sich verschiedene Ketzer und später besonders Hexer und Hexen hinzu, die nicht nur die Hostien schmähten, sondern sie auch für ihre unreinen Praktiken verwendeten), so waren es dennoch vor allem die Juden, die als Gottesmörder« in ihrer altbewährten Rolle weiterwirkten. Auch dabei waren es geradezu standardisierte Erzählungen, die in den gängigen Exemplar- und Geschichtsbüchern reichlich vertreten waren, die jederzeit hervorgeholt, an lokale Bedingungen angepaßt, beliebig wiederholt werden konnten. Bezeichnenderweise wird in diesen Erzählungen meist eine Kollektivschuld der Juden vorausgesetzt: Hostienfrevle waren nicht das Werk von Einzelnen, sondern von ganzen Judengemeinden, bzw. sogar von weitreichenden Organisationen. Die Strafen sollten daher, ähnlich wie bei den Ritualmorden, nicht bloß einzelne Schuldige, sondern die Gesamtheit der »Gottesmörder« treffen. Durch die Schmähung und Verunglimpfung Gottes erhielt das »Verbrechen der Hostienschänder eine mythische Dimension, die geradezu zur psychologischen Analyse reizt; vor allem aber bedrohten diese Taten das Leben aller Mitmenschen, denn ein so ungeheuerliches Sakrileg drohte ein göttliches Strafgericht heraufzubeschwören, das alle treffen würde.“ (288f.)

Im Jahre 1338 werden die Juden im nö. Pulkau beschuldigt, eine Hostie geschändet zu haben (Folie). Die von dort ausgehende Verfolgung erreichte fast ganz Niederösterreich. In Krems wurden die Häuser der jüdischen Gemeinde in Brand gesteckt. Die Juden verbrannten bei lebendigem Leib. Diese Ausschreitungen führten zum massiven Eingreifen des Herzogs, der seine Juden schützte, wohl nicht aus Liebe, sondern aus Angst um sein Geld. Albrecht II. sticht dennoch auf jeden Fall als judenfreundlich aus dem Kreis seiner Vor- und Nachfahren heraus. Die Rädelsführer der Aufstände ließ er hinrichten, die Städte hohe Bußzahlungen leisten. Das änderte nichts daran, daß die unselige Mischung aus religiösem Fanatismus, Volksglauben und problematischer Theologie selbst die Exzesse gegenüber Juden auch in den nächsten Jahrzehnten nicht aufhören ließen.

## Zur Geschichte der Hostienfrevlebeschuldigung: Die Deggendorfer Gnad

„Von den «Hostienfreveln», die in den folgenden Jahrzehnten »entdeckt« wurden, hat man die ganz überwiegende Mehrzahl Juden angelastet. Schon 1298 kam es in den deutschen Orten Röttingen, Iphofen, Lauda, Weikersheim, Möckmühl sowie in Müzzburg zu solchen Beschuldigungen, die den Anlaß doch zumindest den Vorwand für blutige Massaker an zahlreichen jüdischen Gemeinden im weiteren Umkreis gaben - und in Lauda und Iphofen erinnern heute noch Wallfahrtskirchen mit entsprechenden bildlichen Darstellungen an diese vorgeblichen Freveltaten der Juden. Auch die noch sehr viel weiträumigeren Massaker der 1336-1338, als das vor allem aus Bauern bestehende Heer des «König Armleder» die jüdischen Gemeinden hauptsächlich in Franken und Elsaß heimsuchte, aber auch in Hessen, an der Mosel, in Böhmen und Niederösterreich Judenverfolgungen zu verzeichnen waren, standen im Zusammenhang mit Hostienfrevle-Beschuldigungen. Im Oktober 1338 wurde das niederbayerische Deggendorf zum Ausgangspunkt einer weiteren Welle blutiger Judenverfolgungen. Von einem «Hostienfrevle» war hier offenbar zunächst nicht die Rede; vielmehr scheint diese Legende erst nachträglich zur Rechtfertigung des Massakers an den Deggendorfer Juden herangezogen worden zu sein. Dennoch wurde die 1360 geweihte Grabkirche zum Ziel einer wichtigen und bis heute bestehenden Wallfahrt, der weit über Niederbayern hinaus berühmten «Deggendorfer Gnad».

Der Zusammenhang mit dem Gottesmord-Vorwurf erscheint in diesem bekanntesten deutschen Fall einer Hostienfrevel-Beschuldigung besonders deutlich greifbar. «Do bart Gotes Laichenam funden», schildert kurz und bündig die Bauinschrift der Grabeskirche den Fund der von den Juden gemarterten Hostien in einem Brunnen. In anderer Weise erscheint dieser Zusammenhang auf den Tafelbildern des Nerio Miller von 1725, die das grausige Geschehen bis vor wenigen Jahren in der Kirche veranschaulichten und auf denen unter anderem zu sehen war: «Die heiligen Hostien werden von den Juden bis auf das heilige Blut mit Dornen gekratzt und es erscheint unter solcher Marter ein kleines Kind.» Dem G1äubigen konnte nicht zweifelhaft sein, daß es sich bei diesem Kind um den Jesusknaben handelte, wie ihm auch in einem Andachtsbüchlein der Zeit um 1910 folgendes Gebet in der Grabkirche anempfohlen wurde:

«O mildreichster Jesus! der du dich gewürdiget hast, denen jüdischen Feinden als ein liebeiches Kindlein zu erscheinen, da du doch vorgesehen, daß sie dich nicht erkennen, sondern lästern und in den Abgrund eines Brunnens werfen werden; würdige dich auch, über mich Sünder (Sünderin) durch dieses wunderbare Sakrament dein Gnadenlicht scheinen zu lassen.»

Auch ein Bühnenspielen kam der «Hostienfrevel» zur Aufführung, so 1800 in Regen im bayerischen Wald, wo unter anderem der Satan als Deggendorfer Jude in Erscheinung trat; und auch in dieser derben Burleske wird deutlich, daß die Juden in der Hostie Jesus selbst martern:

«Moses: wir wollen nemmen spitzige Schuehahlen, und wollen stechen den Messias, damit Er verliert den Kitzl.

Satan: Ach! mit Dörnern wolln wir ihn kratzen, daß ihm vergeht die Frad [Freude; S. R.].

David: jo, jo, so wolln wir machen, daweil fällt mir auch ein gedanca, daß wir haben unsern längern spas, wir wollen gehn, und bitten unsere Nachbarn zu uns, sie sollen begucken den großen Messias, der erlöst hat die gantze Welt.»

Durch illustrierte Gnadenbüchlein und dergleichen wurde die Geschichte von dem Deggendorfer «Hostienfrevel» bis in die jüngste Vergangenheit propagiert. In dem letzten derartigen, 1960 erschienenen Traktat aus der Feder eines Benediktinerpaters heißt es nach einer ausführlichen Würdigung der über die Jahrhunderte hinweg bewährten Frömmigkeit Deggendorfer Bürger und Wallfahrer:

«Betrachtet man die vorgeführten Tatsachen, und wie ununterbrochen Groß und Klein, Hoch und Nieder, Geistlich und Weltlich aus der Nähe und Ferne dem in der Grabkirche aufbewahrten hl. Fronleichnam so mannigfach ihre Anbetung und Verehrung zollten, so ist der Wahnwitz derjenigen nicht leicht zu begreifen, welche in neuerer Zeit das hl. Mirakel als Unsinn und Schwindel verhöhnen, und die Andacht und Wallfahrt zu ihm als Verherrlichung des Judenmordes ausschreien.»“ (Rohrbacher/Schmidt 292-295).

## Zwangstaufen, Kiddusch ha-Schem und das Ende der Gemeinde in Wien

Was 1960 noch vehement verteidigt wird, und was 1998 in einem Flugblatt noch deutlich spürbar bleibt, ist für die Juden des Mittelalters schlimmste Bedrohung an Leib und Leben. Der einfache Christ dachte: Diese Juden, die Gott getötet haben und sich beharrlich weigern, die Taufe zu nehmen, sie verfolgen und töten Christus aufs Neue in jeder geweihten Hostie, die ihnen in die Finger kommt. Was blieb zu tun: Zum einen konnte man erneut versuchen, sie der allein selig machenden Kirche einzugliedern. Und so wurden Ende des 14. Jhs. wieder viele Stimmen laut, die einer Zwangstaufe von Juden das Wort redeten. 1420 war es auch in Wien soweit. Am 23. Mai 1420 wurden sämtliche Juden in den herzoglichen Städten Österreichs gefangen genommen, ihr Vermögen zog man ein. Im Herbst wurde in der Dominikanerkirche den einst jüdischen Neuchristen gepredigt. Ja, die Taufbewegung muß einen gewissen Erfolg gehabt haben, obwohl die jüdischen Quellen darüber schweigen. Die sog. Wiener Geserah, das zum Lob der Märtyrer entstandene Schreiben, berichtet hingegen ausführlich über die Ablehnung der Taufe durch die Wiener Juden. Die Armen unter ihnen wies man schließlich aus Österreich aus und setzte sie in Zillen auf der Donau aus. Die Reichen behielt man hingegen als Geiseln und folterte sie, um eventuelle Verstecke der Schätze herauszulocken. Die Wiener Gezerah erzählt über die Gefangennahme und über den Raub an den Reichen, und sie berichtet über jene verzweifelt Entschlossenen, die sich in der Synagoge versammelten, um dort den Selbstmord als gottverherrlichende Antwort auf die christliche Repression zu wählen. Dort heißt es:

*„Als der Herzog sah, daß die Juden sein Essen und seinen Wein verschmähten, ließ er wieder den getauften Juden holen und fragte ihn, was er des weiteren tun solle.*

*Dieser antwortete, man solle den Juden alle Kinder unter fünfzehn Jahren wegnehmen. Dies ließ der Herzog in aller Heimlichkeit von seinen Amtsmännern ausführen.*

*Eine Jüdin, die den Amtmann von Mödling kannte, erfuhr es von diesem. Darauf schrien alle Frauen mit flehentlich hoher Stimme: Weh über Weh, unsere heiligen und frommen Kinder sollen, Gott behüte, verunreinigt werden!*

*Sie faßten den Beschluß, sich umzubringen und warfen das Los, wer es denn tun sollte. Das Los fiel auf einen Frommen, den Rabbi Jonah. Es war am Laubhüttenfest (im Jahr 1420), als sich der Rabbi vor dem Toraschrein aufstellte. Alle in der Gemeinde baten sich gegenseitig um Verzeihung, beteten das Sündenbekenntnis und nahmen sich in der Männerschul vor dem Toraschrein das Leben. Auch die Frauen nahmen sich in ihrer Schul das Leben. Eine Frau blieb über. Sie bat den Rabbi Jonah, er möge sie durch das Fenster der Frauenschul töten. Danach hatte der Rabbi Jonah nicht mehr die Kraft, Hand an sich zu legen. Er nahm also alle Betpulte der Schule, legte sie übereinander und goß das Öl darauf. Dann betete er zu Gott, daß er das, was er getan habe, um des Himmels Willen getan habe, setzte sich auf den Altar und zündete ihn von unten an. Als das Feuer aufflammte, nahm er sich das Leben. Als es Tag wurde, riefen die Wiener in die Judenschul hinein und da niemand antwortete, sagten sie: Vielleicht schlafen sie, wir wollen laut schreien. Wie sie keine Antwort erhielten, kletterten sie auf das Dach und sahen die Märtyrer (tot) unten liegen. Danach befahl der Herzog, man solle (die Leichen) vor die Stadt werfen, und so verscharfte man sie unweit von einem Weingarten.“*

Seit der Zeit der Verfolgungen unter den Seleukiden im 2. vorchristlichen Jahrhundert hatte sich im Judentum immer mehr das Verständnis herausgebildet, daß die Heiligung des Namens Gottes unter bestimmten Umständen den Selbstmord einzelner oder der Gruppe nötig macht. Man wehrte sich jedoch streng gegen einen Mißbrauch dieser Vorstellung im Sinne eines leichtfertigen Aufs-Spiel-Setzen des eigenen Lebens. Das Leben galt immer als ungemein hohes Gut. Nur drei schwere Gebote konnten das Martyrium verlangen, nämlich die Ehre des Namens Gottes, der Kampf gegen den Mißbrauch der Sexualität und Mord. Vor allem die Ehre des Namens Gottes veranlaßte in Zeiten der Verfolgung Juden, eher zu sterben als sich taufen zu lassen. Dieses Vorgehen, das von den jüdischen Autoritäten immer wieder heftig diskutiert und bis in den Holocaust natürlich auch heftig kontrovers behandelt wird, soll Juden wie Nicht-Juden die Kraft der jüdischen Ehrfurcht vor Gott und Seiner Tora bezeugen. Die Welt sollte Respekt vor den hohen moralischen Forderungen der jüdischen Religion erhalten. So ist auch der Schritt der Gemeindemitglieder in Wien zu sehen. Hier demonstrierte eine Gruppe ihre entschlossene Überzeugung, den Bund des Volkes mit Gott zu halten, auch bis in den Tod.

Ende März 1421 lebten nur mehr 300 Juden in Wien. Aus ihnen konnte man kein Geld mehr herauspressen. Sie waren nun ganz und gar der Willkür des Herzogs ausgesetzt. Waren die Taufe, die Plünderung und die Erpressung bislang Mittel gewesen, mit denen man das Judentum konfrontierte, und waren durch den Massenselbstmord endgültig wichtige Geldgeber und Steuerzahler dem Herzog entglitten, wollte man den Rest, mittellos geworden, mittels einer tiefgreifenden und allseits verständlich Beschuldigung loszuwerden trachten.

Sie fand man – wen wundert's jetzt noch – im Vorwurf der Hostienschändung. Eine Mesnerin von Enns hätte, so heißt es, eine Hostie entwendet und den Juden übergeben, welche sie gemartert und geschändet hätten. Am 12. März 1421 entschied der Herzog schließlich, sie auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Und so brannten 210 Juden auf einer Wiese bei Erdberg. Die Wiener Geserah schreibt dazu: „Wie nun die Juden zum Brandhaus geführt wurden, hoben sie an zu tanzen und zu springen, als ob es um eine Hochzeit ginge. Unter lauten Zurufen und Trostworten zueinander baten sie sich gegenseitig um Vergebung und erhofften sich ein glückliches Jenseits.“ In der Aschen suchten christliche Studenten nach Gold und Silber. Für die Juden war Österreich fortan zum „Blutland“ geworden und als solches in die Literatur eingegangen. Der als Märtyrer gestorbene Rabbi Isserlein meinte zurecht über die Menschen, die diese Schauspiel beiwohnten und es guthießen: „Sie haben ein Ekel vor uns und wir sind wie Dornen in ihren Augen“. Die Christen haben ihre Version nachdrücklich auf dem Haus zum Großen Jordan wiedergegeben. Dieses Haus am Judenplatz 2, gehörte vor 1421 einem Juden namens Hocz, später erhielt es Georg Jordan, der es 1497 erneuerte und mit einem Wappen versah, welches im Motiv an die Taufe am Jordan erinnert. Auf ihr heißt es nach wie vor (Folie):

## Die Tafel am Jordanhaus

**Flumina Jordani terguntur  
labe malisque  
corpora cum cedit, quod  
latet omne nefas.  
Sic flamma assurgens totam  
furibunda per  
urbem 1421 Hebraeum  
purgat crimina saeva canum.  
Deucalionis mundus  
purgatur ab undis  
sicque iterum poenas igne  
furiente luit.**

*Durch die Fluten des Jordan wurden die Leiber von Schmutz und Übel gereinigt. Alles weicht, was verborgen ist und sündhaft. So erhob sich (im Jahre) 1421 die Flamme des Hasses, wütete durch die ganze Stadt und sühnte die furchtbaren Verbrechen der Hebräerhunde. Wie damals die Welt durch die Deukalionischen Fluten (Sintflut) gereinigt wurde, so sind durch das Wüten des Feuers alle Strafen verbüßt.*

Die wütende Flamme des Hasses, von der hier die Rede ist, zeichnete eine blutige Spur durch die Jahrhunderte. In der Nacht vom 9. zum 10. November des Jahres 1938 berichtet ein SD-Leiter:

„Gegen acht Uhr begann die Aktion planmäßig abzurollen. Die jüdischen Geschäfte wurden geschlossen (hauptsächlich eine Arbeit der PI), mit den Verhaftungen der Juden wurde begonnen und vor den jüdischen Tempeln und Bethäusern fuhren Rollkommandos der VT [SS-Verfügungstruppe] vor und begannen mit Handgranaten das Inventar für eine Inbrandsetzung vorzubereiten. Innerhalb von zwei bis drei Stunden waren sämtliche Tempel und Bethäuser Wiens in Brand gesetzt oder zerstört. Die Feuerwehr beschränkte sich einer höheren Weisung folgend, [nur] auf eine Lokalisierung der Brände. Im ganzen wurden in Wien gegen 3.000 Juden festgenommen, die in Sammelstellen abtransportiert wurden. Die Warenlager der geschlossenen jüdischen Geschäfte wurden vielfach abtransportiert und der NSV [NS-Volkswohlfahrt] zur Verfügung gestellt. Leider konnte[n] in einigen Fällen auch sinnlose Zerstörungen des Inventars und auch Plünderungen nicht verhindert werden. In den Vormittagsstunden erschienen ... in jüdischen Wohnungen PI-, SS- oder SA-Leute und teilten den Juden mit, daß sie die Wohnungen binnen 24 Stunden zu räumen hätten... In Baden wurden die Juden aus ihren Wohnungen in Elendsquartiere umgesiedelt und die dort wohnenden Volksgenossen in die jüdischen Wohnungen eingewiesen...“

Der Nationalsozialismus, dessen furchtbare Greuel wir vor wenigen Tagen wieder erinnert haben, als wir des Novemberpogroms vor 60 Jahren gedachten, hat auf einer Basis aufbauen können, die lange vor dem nationalen und rassistischen Ideologisieren da war. Er konnte an ein christliches Vorbild anschließen, daß über 2 Jahrtausende Juden als Gottesmörder betrachtete und – wenn man es für nötig erachtete – dem „Feuer der Reinigung“ übergab. Es sollte bis ins Jahr 1997 dauern, ehe die katholische Kirchenleitung Wiens eine Tafel in Auftrag gab, die unter Federführung von Prof. Dr. Kurt Schubert ein neues Bild von den Vorgängen auf dem Judenplatz zeichnen sollte, ein Bild, das dokumentieren sollte, daß die Kirche endlich bereit war, das Judentum nicht als Masse von Gottesmördern zu sehen, als Feinde Christi und als von Gott verfluchte Kreaturen, deren Vernichtung – wenn schon nicht unterstützt- so doch auch nicht vehement bekämpft wurde. Erst 30 Jahre nach dem 2. Vatikanischen Konzil, in der man endlich von der Lehre des Gottesmordes Abstand nahm, sollte eine Tafel an das Leid der Juden hier erinnern. Die Tafel wurde am 29. Oktober feierlich von Kardinal König enthüllt. In ihr heißt es:

## Die neue Tafel am Judenplatz

**„Kiddusch HaSchem“ heißt „Heiligung Gottes“. Mit diesem Bewußtsein wählten Juden Wiens in der Synagoge hier am Judenplatz – dem Zentrum einer bedeutenden jüdischen Gemeinde- zur Zeit der Verfolgung 1420/21 den Freitod, um einer von ihnen befürchteten Zwangstaufe zu entgehen. Andere, etwa 200, wurden in Erdberg auf einem Scheiterhaufen lebendig verbrannt.**

**Christliche Prediger dieser Zeit verbreiteten abergläubische judenfeindliche Vorstellungen und hetzten somit gegen die Juden und ihren Glauben. So beeinflußt nahmen die Christen in Wien dies widerstandslos hin, billigten es und wurden zu Tätern. Somit war die Auflösung der Wiener Judenstadt 1421 schon ein drohendes Vorzeichen für das, was europaweit in unserem Jahrhundert während der nationalsozialistischen Zwangsherrschaft geschah.**

**Mittelalterliche Päpste wandten sich erfolglos gegen den judenfeindlichen Aberglauben, und einzelne Gläubige kämpften erfolglos gegen den Rassenhaß der Nationalsozialisten. Aber es waren viel zu wenige. Heute bereit die Christenheit ihrer Mitschuld an den Judenverfolgungen und erkennt ihr Versagen. „Heiligung Gottes“ kann heute für die Christen nur bedeuten: Bitte um Vergebung und Hoffnung auf Gottes Heil.**

Wie immer man zu dieser Tafel stehen mag, ob man sie als ausreichend oder als zu wenig deutlich erachtet, zeigt sich doch in ihr ein Ansatz zum Umdenken der Kirche. Der Zusammenhang von christlichem Antijudaismus und Nationalsozialismus wird deutlich ausgesprochen und die Mitschuld der ganzen Christenheit an den Judenverfolgungen betont. Was ich Ihnen meine Damen und Herren zeigen wollte war, daß die mittelalterlichen Verfolgungen und Diskriminierungen keineswegs Ausfälle einzelner Weniger oder finanziell und soziologisch allein erklärbar sind. Vielmehr offenbart sich in ihnen der Zugang des Christentums zum Judentum als Ergebnis einer antijudaistischen Theologie, die erst langsam und in mühsamer Kleinarbeit aufgearbeitet und verändert wird. Wie Sie am Beispiel des Flugblatts zur Handkommunion sehen können, ist keineswegs alles in Butter. Noch Ende letzten Jahres konnte ein Hochschulprofessor offen die Anschuldigung des Ritualmordes gegenüber Juden verteidigen. Eine Anklage wegen Wiederbetätigung durch das Dokumentationsarchiv des Widerstandes wurde abgewiesen. Noch immer braucht es eine Fülle von Basisinitiativen und vielerlei Engagement. Dazu tut der



Koordinierungsausschuß für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit seinen Teil. Er kann noch viel Hilfe gebrauchen. Wenn Sie uns unterstützen wollen, dann nehmen Sie den Falter mit nach Hause und studieren ihn aufmerksam. Ich danke Ihnen herzlichst für die Aufmerksamkeit.